

Thurid Pörksen

»Was ihr getan habt . . .« H zum Beispiel in Saßnitz

In Saßnitz auf Rügen wohnten 1998 noch 12.500 Menschen – 1990 waren es 18.000, vor dem Krieg 4.500, um die Jahrhundertwende wurden die wenigen Fischer- und Bauernfamilien aus Saßnitz und Crampass der Gemeinde Sagard zugerechnet; dort wurden sie alle getauft und eingesegnet, getraut und bestattet. Das Badeleben brachte Entwicklung und Aufschwung nach Saßnitz, die Fischerkaten wurden aufgestockt und ausgebaut, Hotels und Pensionen mit ihren typischen Holzbalkonen lockten die Städter. Kaiserliches Badeleben brachte eine eigene Kirche ins Dorf, ein Bade-Kur-Haus, eine lange Mole und die Eisenbahnfähre nach Trelleborg in Schweden (die berühmte Königslinie), ein Schloß und Kasernen, Marine und Kriegsschiffe, eine private Töchterchule, Kadetten, Kommerz und alles, was dazugehört. Der Pastor zählte zu den Honoratioren des Ortes.

In der Nazizeit erlosch der Glanz des Ortes. Ein jüdischer Kreidemühlenbesitzer, Lazar Lemo, der aus Berlin gelegentlich herüberkam, um nach seiner Mühle zu sehen, fand nicht mehr selbstverständlich Quartier. Nur Charlotte Schimmelpfennig aus der Villa Ägir nahm ihn auf wie später noch andere Juden, denen sie zur Flucht nach Schweden oder Bornholm verhalf. Mit Lazar Lemo zusammen wurde sie nach der Reichspogromnacht durch die eine (damals Adolf-Hitler-, später Karl-Marx-, jetzt Haupt-) Straße von Saßnitz geprügelt, wo jede/r jede/n kannte. Die Kirchengemeinde erhielt einen Marinestandortpfarrer. In der Stadt arbeiteten Fremdarbeiter, es gab Kriegsgefangenenlager, die Schulungsburg für die Hitlerjugend wurde zum Lazarett, junge Frauen wurden Krankenschwestern. Am 3. März 1945 wurde der Hafen bombardiert, der voller Kriegs- und Lazarettsschiffe lag und wo ein Zug mit Hunderten von Flüchtlingen hielt, die alle umkamen.

Im und nach dem Krieg kamen viele Flüchtlinge nach Saßnitz – willkommen waren die neuen Nachbarn nicht. Viele starben am Ziel an den Strapazen der Flucht und an der mangelhaften Versorgung mit Lebensmittelmärkten, Feuerung und Vertrauen. Aber es wurde danach ein Arbeitsamt eingerichtet. Die Fischer- und Handwerkerfamilien aus Hinterpommern, Ost- und Westpreußen bauten die Fischfang und -verarbeitung mit auf, die Landwirtschaft und den Kreideabbau, den Eisenbahnverkehr und die Fährverbin-

dungen. Aus Saßnitz wurde eine Stadt. Der Badeort wurde zum Industrieort mit einer Arbeitersiedlung am »Erwin-Fischer-Ring«, benannt nach einem kommunistischen Widerstandskämpfer (heute praktisch eingekürzt auf »Fischerring«). Man baute Schulen, Kindergärten und aus dem Lazarett ein Krankenhaus, versehen mit einer Tafel, die daran erinnert, daß Johannes Brahms einst in Saßnitz seine erste Symphonie komponierte. In den früheren Hotels wohnten kinderreiche Familien. Saßnitz als DDR-Grenzort beherbergte viel Zoll, Militär und die »Kontrollorgane«.

Die Kirche spielte in den Familien und in der Stadt immer weniger eine Rolle. In den sechziger Jahren kamen nicht mehr viele zum Konfirmandenunterricht. Viele traten aus. 2000 bis 3000 zählte die Mitgliederkartei der Gemeinde damals. Immerhin wurde noch eine kleine Kapelle eingerichtet, es gab sogar Pläne für den Bau eines Gemeindezentrums im Neubaugebiet, die aber nicht realisiert werden konnten. Die Gemeinde erbt einen alten Hotelkomplex – inzwischen baufällig und kein guter Wohnort mehr für die vielen Familien, die man nach dem Krieg dort einquartiert hatte. Sie zogen aus, sobald es im Neubaugebiet dazu Gelegenheit gab.

Zwei Pfarrer waren beschäftigt und einige kirchliche Mitarbeiterinnen für die Kinderarbeit. In den letzten Jahren vor der Wende 1989 war eine Pfarrstelle vakant. Sie wurde erst wieder besetzt, als mein Mann und ich 1990 nach Saßnitz gingen.

Inzwischen gibt es nur noch eine (derzeit meine) Pfarrstelle und Überlegungen, wie die Pfarrstellen auf der Halbinsel Jasmund zusammengelegt werden können, wo es insgesamt nur noch knapp 2000 Gemeindeglieder gibt, davon 1200 in Saßnitz – mit sinkender Tendenz.

Die Wende hat viele arbeitslos gemacht – mit Folgen für die Familien und den Zusammenhalt. Die Siedlungen, die vorher Arbeiterquartiere waren, sind jetzt Arbeitslosenquartiere. Es gibt Verelendung und Obdachlosigkeit. Die Kindergärten sind bis auf drei geschlossen, Schulen wurden dezimiert, das Krankenhaus abgerissen, die Fischindustrie wartet auf einen Großinvestor aus den Niederlanden. Die alten Kutter befördern Touristen. Viele Junge suchen hier vergebens nach einer Ausbildung und wandern aus in Großstädte. Andere sehnen sich nach Lebenssinn und Zuflucht. Sie finden sie nicht und antworten (selbst-)zerstörerisch auf die Zerstörung. Manchen geht es gut – sie verdienen Geld –, und sie haben Lust und Erfindungsgeist genug für Neues und Sinnvolles. Viele Ältere wurden und werden krank, weil sie sich überflüssig fühlen; sie werden nicht fertig mit dem Abbruch ihrer Geschichte. Anderen gelang die Wende, aber viele resignieren, sie sei zu spät gekommen. Einige genießen ihre Freiheiten, und wieder andere sind gefangen in Traurigkeit oder den Sorgen ihres Alltags. Zur Kirche kommen die einen wie die anderen nicht. Aus dem allem ergeben sich Aufgaben für die christliche Gemeinde:

(1) In der Nächstenliebe des Jesus von Nazareth zeigt sich in der Öffentlichkeit seiner Zeit die Liebe Gottes zu seinen Menschen. Jesu entfeyndende Liebe ist dabei konkret und alltäglich-praktisch. Sie hat mit lebendigen Menschen mit Namen und Anschrift zu tun, mit der Neugier auf Auswege, wo angeblich keine sein sollen. Ich fand es darum in diesem Sinne angemessen, in den Saßnitzer Verhältnissen zunächst für Arbeit und Beschäftigung zu sorgen.

Das alte, baufällige Hotel, das die Kirchengemeinde in den sechziger Jahren geerbt hatte, bot sich dafür an. Arbeitslose haben es zu einem Ort der

Begegnung und des Gesprächs umgebaut, zum Grundtvighaus. Benannt ist es nach jenem Dänen, der Zeit seines Lebens davon überzeugt war, daß Dialoge, Gespräch und Begegnung mit sich selbst und fremden anderen, die Grundlage der Demokratie, des Gemeinwesens seien. Denen, die am Grundtvighaus bauten, war die Frage nach der Gottgefälligkeit ihres Tuns durchaus fremd. Die Menschenrechte und -würde beschäftigte sie. Beim Bauen und Planen und auch später hat es viel Zeit für Geschichten gegeben: Lebensgeschichten, Stadtgeschichten, Fragen, Zeugnisse von Hoffnung und Vertrauen, die an dieses Haus, an diese Gemeindearbeit geknüpft waren und sind.

Über die Frage nach dem christlichen Auftrag dazu hat gelegentlich die kleine »alte« Kirchengemeinde nachgedacht, die eigentliche Besitzerin des Grundtvighauses: WAS IHR DEN ERNIEDRIGTEN BRÜDERN (und Schwestern) GETAN HABT, DAS HABT IHR MIR GETAN – oder eben nicht getan.

Inzwischen ist das Haus fünf Jahre im Betrieb und zum sozialen und kulturellen Mittelpunkt der Stadt geworden, Ausgangspunkt von vielen anderen Projekten wie dem Obdachlosenhaus, dem Jugendkutter, dem Jugend-Aus-Bildungsprojekt E-Werk, das aus dem alten Heizwerk und späteren E-Werk entsteht. Dazu kommen Fraueninitiativen, ein Werkstatthaus für Holz und Wolle. Hier entstehen auch Ideen und Pläne zur wirtschaftlichen Verselbständigung dieser Projekte im Rahmen der Gesamtperspektiven der Stadt; es bilden sich »Bündnisse für Arbeit«, für Beschäftigung, für ein zukunftsträchtiges Gemeinwesen. Das Grundtvighaus beherbergt den Mieterbund, den Arbeitslosenverein, den Kinder- und Jugendhilfeverein, die Initiative »Frauen nach Krebs«, eine Bibliothek und eine Volksküche, Jugendräume, einen Kino- und Theatersaal, Gästezimmer mit herrlichem Seeblick. Im Grundtvighaus arbeiten auch die Seemannsmission und ein neuer Sproß des Kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt mit dem Thema »Lebensraum und Arbeitsplatz Ostsee«.

In seinen Stundenplan zur Vorbereitung der Jugendweihe 1999 hat der für Jasmund zuständige Vereinsleiter namens Pfaffe auch einen Nachmittag im Grundtvighaus aufgenommen. Gesprächspartner und -partnerinnen der 230 zur Jugendweihe angemeldeten Jugendlichen werden unsere 12 Konfirmanden sein. Vielleicht kommt es zu guten Verabredungen und gemeinsamen Projekten, auf jeden Fall zum Abbau von Vorurteilen gegenüber Andersdenkenden.

Es kommen viele Leute zu Besuch, um diesen Ort offener Gemeindearbeit kennenzulernen, um mit Seminaren, Vorträgen und Ausstellungen zum Reichtum des Hauses und zu seiner Gottgefälligkeit beizutragen. Und es kommen viele Geschwächte, die das Haus zur »Quelle des Vertrauens« machen. Marie Veit besucht uns jedes Jahr und lehrt uns Wachsamkeit. Mit Ruth Lapide saßen wir zusammen, um über Tora und Evangelium, Juden und Christen in vorbehaltloser Offenheit zu reden. Denen, die mitgearbeitet haben, ging erneut der belebende Sinn des Dialogs auf. Ruth Lapide zitiert ihren Mann Pinchas Lapide: »In Gottes globalem Orchester gibt es eine Unzahl von Stimmen und Instrumenten, die alle geschaffen wurden, um nach ihrer Weise zu singen und zu spielen. Daher sollte niemand versuchen, einen Bariton in einen Tenor oder ein Klavier in eine Klarinette zu konvertieren. Wohl aber sollte man sie dazu bringen, in Eintracht miteinander ein vielstimmiges Konzert des Gotteslobes vor dem Herrn der Welt anzustimmen. Denn die Vielfalt ist ja letzten Endes eine Bereicherung für den Glaubensschatz der Christenheit und liefert einen weiteren Beweis für die Allmacht Gottes . . . Ist es nicht an der Zeit, dem Vater im Himmel mehr Phantasie zuzutrauen als die Ausschließlichkeit einer einsamen Einbahnstraße, die zu Ihm hinleitet?«

(2) Im Herbst 1998 haben wir uns auf Spurensuche gemacht nach den Juden, die in Saßnitz gelebt oder Zuflucht gesucht haben. Wie in jedem Jahr im November gab es einen ausführlichen Gottesdienst zu dieser Frage und dazu ein langes Nachgespräch. Die alten Frauen der Gemeinde stehen dann im Mittelpunkt des Interesses mit ihren vielfältigen Erinnerungen an die Pogromnacht 1938. Und die Enkel staunen. Die alten Saßnitzerinnen erzählten den Weg des Juden Lazar Lemo und seiner einzigen Beschützerin Charlotte Schimmelpfennig Schritt für Schritt nach. Die Bilder sind ihnen wie eingebrannt. Wer den Mann schlug und wer die Frau bespuckte, wer wo stand, wer wegschlich. Gefühle von Haß und Neid, Traurigkeit und Angst kamen hervor. Die Flüchtlingsfrauen erzählten aus Breslau, Königsberg und Stettin – keine, die nichts gesehen hätte. Abends trafen wir uns im Grundtvighaus, hörten Texte von Nelly Sachs und jiddische Lieder, sahen Bilder aus dem Saßnitz jener Tage: unbeschwertes Badeleben und Naziaufmärsche, Fischkutter und Kriegsschiffe, Kinder und Bürgermeister in Uniform. Eine Tochter der Charlotte Schimmelpfennig war angereist mit Bildern und Geschichten ihrer furchtlosen Mutter, und wieder erzählten die Älteren von damals. Eine erzählte, ihr Vater sei am 9.11.38 nach Hause gekommen und habe weinend gesagt: »Man hat Jesus durch die Straßen getrieben«. Den Juden Jesus. Wir beschlossen, an der Villa Ägir eine Tafel anzubringen. Die Namen Lazar Lemo und Charlotte Schimmelpfennig sollen in Erinnerung bleiben und der Tag: 9.11.1938

In jedem Jahr fahren die Konfirmandinnen und Konfirmanden auf Grundtvigs Spuren nach Thyregod in Dänemark. Dort wurde er 1798 konfirmiert. Diese einwöchige Freizeit hat immer viele Höhepunkte: Legoland und Löwenpark, Nordsee und Schwimmbad, aber vor allem Grundtvigs Leben, seine Lebenslust, seine »theopoetischen Lieder« (wie Henning Schröder sie nennt). Unterwegs im Bus hörte ich unsere Jugendlichen Judenwitze erzählen . . .

An einem Abend spielten wir mit verteilten Rollen eine Kommission aus Eltern, Lehrern, Pfarrern, Richtern, Mitschülern, Mitarbeitern aus dem Jugendamt u.a., die zusammengekommen waren, um zu klären, wer Schuld an Helgas Tod hatte. Helgas Vater war wegen Betrugs im Gefängnis, die Familie entsprechend schlecht angesehen. In ihrer Klasse bekam Helga die Schuld für alles, wurde verächtlich gemacht und niemand wollte neben ihr sitzen – erst recht nicht bei der Konfirmation. Sie nahm sich schließlich das Leben und schrieb in einem Abschiedsbrief, nun brauche niemand mehr neben ihr zu sitzen.

Die »Kommission« tagte in dem Bemühen, dem Schuldgeflecht auf den Grund zu kommen. Der Richter zitierte Jesus (Mt 5,22): »Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten. Wer aber jemand tötet, soll dem Gericht verfallen sein. Ich aber sage euch: Jeder, der seinem Bruder auch nur zürnt, soll dem Gericht verfallen sein; und

wer zu seinem Bruder (seiner Schwester) sagt: Du Dummkopf! soll dem Spruch des Hohen Rats verfallen sein . . .«

Die Jugendlichen gaben trotzdem zu verstehen, daß sie sich auf keinen Fall mit Helga solidarisieren würden, koste es, was es wolle, weil sie sonst selbst ins Abseits kämen und keine Freunde mehr hätten. Auf die eingeschobene Frage an alle, was sie als Helgas Mitschülerinnen und Mitschüler tun würden, sagte jede und jeder: Ich würde mich nicht neben Helga stellen! Und die Begründung war jedesmal: Ich hätte Angst, auch abgestempelt zu werden. Nur ein starker Junge mit Neigung zur Nazi-Szene sagte, er hätte ihr beistehen können, weil man vor ihm Angst habe und ihm nichts nachzusagen wage. So klein ist das Selbstbewußtsein von Jugendlichen der 7./8. Klassen in Saßnitz. So groß ist ihre Angst!

Die Frage nach der Schuld an Helgas Tod weitete sich aus:

Wer ist Schuld an der Angst dieser Jugendlichen und ihren schlechten Erfahrungen? Weitere Fragen entstehen: Wer lehrte sie Judenwitze (sie kennen auch Türken- und Schwulenwitze)? Wie tief reichen die Wurzeln der Angst, dem eigenen Gewissen zu vertrauen? Wie zerstört ist diese Gemeinschaft, und welches sind die Ursachen dafür? Wie vermitteln wir dieser jungen Gemeinde stärkendes Gnadenbewußtsein? »Wie soll das Notwendige möglich werden?«

Am anderen Tag besuchten wir eine Internatsschule im freiheitlichen Geiste Grundtvigs, eine kleine »Gegengesellschaft«. Der Schulleiter beantwortete uns viele Fragen. Eine fragte ihn nach dem Grundprinzip seiner Schule. Er antwortete: Ich stelle mich ohne Frage an die Seite der Ausgeschlossenen. Findet Mobbing statt, untersuche ich den Fall nicht, sondern bitte die »Mobber«, die Schule zu verlassen.

»Mir scheint, es geht nur auf eine Art: Die Aufarbeitung muß gemeinsam geschehen, in Gruppen, die sich eigens zu diesem Zweck zusammenfinden, und mit dem Ziel aktiven Eingreifens an einer Stelle. Gemeinde muß wieder Gegengesellschaft werden.« Und: »Hier gilt kein Image, wie es in der Welt um uns herum gilt, wo es oft nur darauf ankommt, welchen Eindruck man macht, nicht aber, wer wir wirklich sind. Entziehen wir uns diesem Selbstbetrug, versuchen wir, wie wir es als Christen sollen, uns selbst und unser Wirken zu bedenken – in der Meditation, im Gebet –, dann lernen wir: Die Wahrheit setzt sich von innen heraus in uns selber durch . . . Die sanfte, sichere und unerbittliche Stimme der Wahrheit, unserer Wahrheit, bringt sich unser Leben hindurch zur Geltung, will mehr Befreiung, mehr Mut, für uns. Des Herzens Grund antwortet dem Evangelium« (Marie Veit).

Thurid Pörksen ist Pastorin in Saßnitz/Rügen.